

Am Donnerstag, den 18. Januar 2007 ist in der Windhorststrasse 35 in Frankfurt-Höchst das „Mitscherlich-Haus“ eingeweiht worden. Mit dieser Namensgebung würdigt die WOHNHEIM GmbH das Lebenswerk von Margarete Mitscherlich-Nielsen und Alexander Mitscherlich, die in diesem Haus von Mai 1968 bis März 1979 gelebt haben. Den nachfolgend dokumentierten Festvortrag hat Prof. Dr. Dr. Rolf Haubl im Namen der Geschäftsführung des Sigmund-Freud-Instituts gehalten:

Am 16. Dezember 1966 schreibt Alexander Mitscherlich an Lia Calmann in London:

„Liebe, verehrte Freundin,

das Leben ist widrig. Es ist so widrig, dass man [...] ins Bett verschwinden möchte, um sich von der Welt zurückzuziehen. Ärger mit der Politik, Ärger mit den Ministerien, Ärger mit ich weiß nicht wem. Noch keine Wohnung in Frankfurt, aber die Zelte in Heidelberg schon abgebrochen. Wie ein Zirkus, dem der Sturm das Zelt weggerissen hat; so etwa ist die Grundstimmung. [...] An das nächste Jahr wagen wir noch gar nicht zu denken, denn ich habe noch keine Idee, wie stark mich die neue Universität beanspruchen wird [...] Wir müssen uns also ganz auf Improvisation einrichten, wie das freilich auch unserem Temperament entspricht. [...] Vorerst muss ich noch zwischen Frankfurt und Heidelberg hin und her pendeln. Wenn das einmal überwunden ist und wir in Frankfurt sesshaft geworden sind, wird das Leben wahrscheinlich wieder einfacher werden.“

Zumindest was die Sesshaftigkeit betrifft, ist es knapp zwei Jahre später mit Einzug in die hiesige Wohnung einfacher geworden. Das Ehepaar, das einzieht, dürfte die deutsche Nachkriegskultur wie kaum ein anderes Ehepaar geprägt haben: Alexander Mitscherlich, der multiprofessionelle Intellektuelle, den es hinter der Couch hervor und aus dem akademischen Elfenbeinturm heraus drängt, um die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft über sich selbst aufzuklären, und seine Frau, Margarete Mitscherlich-Nielsen, die zu einer der

Leitfiguren der Frauenbewegung werden wird und bis heute nicht nachgelassen hat, für Emanzipation zu streiten.

1960 wurde Alexander Mitscherlich Gründungsdirektor des Sigmund-Freud-Instituts. Die Gründung war hart umkämpft und kam nur durch die verlässliche politische Unterstützung der damaligen Landesregierung unter Ministerpräsident Georg August Zinn zustande. Denn das Ziel der Gründung war nicht allein, die während der NS-Zeit diffamierte und ins Exil getriebene „jüdische“ Psychoanalyse nach Deutschland zurückzuholen, um die im Gesundheitssystem dringend benötigten Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker auszubilden. Das Institut war von Anfang an als eine nicht korrumpierte moralisch-politische Stimme gedacht, den zerbrechlichen Demokratisierungsprozess in Westdeutschland kritisch zu begleiten und zu unterstützen, um nicht wahr werden zu lassen, was in Europa und in Übersee befürchtet wurde: dass Westdeutschland trotz allem US-amerikanischen Nachhilfeunterricht bestenfalls eine „Schönwetterdemokratie“ werde.

Unter veränderten Vorzeichen reihen wir uns im Sigmund-Freud-Institut bis heute in diese Tradition, auch wenn das Institut wahrscheinlich nie wieder mit so vielen Stellen ausgestattet sein wird, wie sie Alexander Mitscherlich damals zur Verfügung hatte. In der Ahnengalerie des Sigmund-Freud-Instituts hängt ein eindrucksvolles Foto: Alexander Mitscherlich während einer Institutskonferenz – heute undenkbar: im weißen Arztkittel! – inmitten einer dichten Schar von Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die den Rand des Bildes zu sprengen scheinen: zum neidisch werden!

Direktor des Instituts blieb Alexander Mitscherlich bis 1976. Formal war Margarete zwar seine Assistentin, was freilich nichts über ihre wirkliche Bedeutung aussagt. Der formale Statusunterschied verweist aber auf eine Aufgabe, mit der Frauen sich nach wie vor auseinandersetzen müssen: Gelingt es ihnen, aus dem „Schatten“ hervorzutreten, den ein Mann wirft, der im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht, zumal wenn sie rund ein Jahrzehnt jünger ist? Es mag nicht immer einfach gewesen sein. Im Rückblick betrachtet ist der „Schatten“, den sie selbst wirft, sicher nicht kürzer –

sie, die mit dem Mythos der von Natur aus „friedfertigen Frau“, die sich aus lauter Friedfertigkeit mit der zweiten Reihe bescheidet, gründlich aufgeräumt hat.

Die Eheleute sind einander von Anfang an in einer Arbeits- und Liebesgemeinschaft verbunden, wie sie dann in bewegten 68er-Zeiten zu einem Beziehungsideal für viele junge Intellektuelle geworden ist. Das Buch, das ihren gemeinsamen Ruhm begründet, heißt „Die Unfähigkeit zu trauern“, wird 1967 publiziert, und hält dem Wirtschaftswunder couragiert den Spiegel vor, in dem die Verdrängungen der NS-Zeit sichtbar werden. Dem Buch gehen gemeinsame Arbeiten voran und es folgen ihm weitere. Insgesamt reicht der wechselseitige Einfluss auf die Entwicklung ihrer psychoanalytischen und sozialpsychologischen Vorstellungen vermutlich tiefer als wir wissen.

Mir unvergessen, weil biographisch wichtig, ist der 1977 – auf dem Höhepunkt der terroristischen Anschläge der „Roten Armee Fraktion“ – gemeinsam verfasste „Brief an einen (fiktiven) Sohn“. In ihm analysieren die Mitscherlichs, die beide mit der „Studentenrevolte“ sympathisieren, die erschreckende Gewaltbereitschaft mancher der damaligen „Studentenbewegten“ – und sie verurteilen sie. Von linksradikaler Seite dafür als „Scheißliberale“ verunglimpft, halten sie unbeirrt daran fest, dass sich Humanität nicht mit Gewalt herstellen lässt, freilich auch nicht mit der Saturiertheit von etablierten Politikern, die ihnen als „Karrieristen“ erscheinen und die nur allzu gerne bereit sind, ihrerseits die Mitscherlichs in die linksradikale Ecke zu stellen.

Ich würde gerne wissen, wie Alexander und Margarete tatsächlich zusammen gearbeitet haben. Darüber ist zumindest mir wenig bekannt. Ich möchte mir aber leidenschaftliche Diskussionen und ein intensives Ringen um treffsichere Beschreibungen vorstellen, Leidenschaft und Intensität, die Sie, liebe Frau Mitscherlich, bis auf den heutigen Tag auszeichnet. Getragen von einem Beziehungsideal, über das beide auch – gemeinsam („Das sechste Gebot“) – geschrieben haben und von dem ich glaube, dass es nicht an Frische verloren hat. Die Mitscherlichs wenden sich gegen eine unreflektierte

Treue wie sie der Verhaltensforscher Konrad Lorenz bei den Graugänsen findet und für seine damaligen Zeitgenossen propagiert, und sie wenden sich gegen das Festhalten an „optischen Täuschungen“, durch die Beziehungen nicht über das Stadium der Verliebtheit hinauskommen. Stattdessen können wir lesen:

„Die Ehe dient zuallererst der Entfaltung der humanen Fähigkeiten der beiden Menschen, die sie geschlossen haben. ... Mit Entfaltung humaner Fähigkeiten ist eine ‚Vermenschlichung‘ gemeint, die erst in der Kommunikation möglich ist.“ Diese Kommunikation wird als ein „lustvoll erlebter Erfahrungsaustausch“ dargestellt, der auf der Bereitschaft beruht, „durch den anderen und von ihm Neues zu erfahren, zu lernen; auch zu lernen, sich selbst neu, nämlich umfassender, genauer, mit den Augen des Partners zu sehen“.

Solche Beziehungen benötigen Räume, um sich zu entwickeln und zu entfalten. Innere Räume, aber auch äußere – sprich gebaute Räume, die Kommunikation fördern. Und so gehörten Architektur und Stadtplanung Zeitlebens zu Alexander Mitscherlichs vorrangigen Anliegen. Wo immer er Gelegenheit fand, hat er sich diesbezüglich tatkräftig eingemischt. Als die Frankfurter Rundschau zum Jahresende 1969 eine Umfrage unter Prominenten startete und ihn fragte, welches politische Ressort er übernehmen wollte, wenn man ihm eines anböte, antwortete er ohne zu zögern: „Wohnungsbauminister“. Vier Jahre zuvor war seine schneidende Polemik „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ erschienen, in dem er für eine Stadtentwicklung eintrat, die zwischenmenschliche Beziehungen fördert und sie nicht zerstört, indem sie sich Profitinteressen unterwirft. Das nach wie vor lesenswerte Buch, mit über 200.000 Exemplaren längst zum Best- und Longseller geworden, ist von der Überzeugung getragen, dass Architektur das Erleben und Handeln von Menschen nachhaltig prägt. Als er das Buch schrieb, sah er die Städte in Deutschland weit von seinem Ideal gelebter Urbanität entfernt. Schon 1955 betitelt er einen Vortrag „Großstadt und Neurose“. Und so tritt er dann auch für sozialen Wohnungsbau ein, weil er Wohnen als Grundbedürfnis erkennt, dessen Befriedigung gravierenden Einfluss auf die psychosoziale Gesundheit der Bewohner einer Wohnung hat. Worauf er hinaus will, lässt sich an den Titeln von zwei Radiosendungen

ablesen, die er 1964 im Hessischen Rundfunk mit gestaltet hat: „Was macht eine Wohnung zur Heimat“ und „Die Kunst, zu Hause zu sein“.

Dass sich die Eheleute in ihrem Höchster Domizil wohl gefühlt haben, nehme ich an. Nichts Gegenteiliges ist mir bekannt und immerhin sind sie dort fast elf Jahre wohnen geblieben. Allerdings fällt in diese Zeit auch die vielleicht größte Bewährungsprobe für ihre Beziehung. Alexander Mitscherlich leidet an einer fortschreitenden Demenz, die durch ärztliche Kunstfehler beschleunigt wird. Jetzt bewahrheitet sich, was der Verleger Ernst Klett Alexander Mitscherlich, der ihm freundschaftlich verbunden war, 1973 zum 65. Geburtstag schreibt: „Alles Gute also, Gesundheit und guten Mut – die richtige Frau haben Sie ja sowieso, und das ist, wie wir beide wissen, die Hauptsache“. Wenige Jahre später ist die Gesundheit im Schwinden, aber Margarete nach wie vor die „richtige Frau“, die ihm bis zu seinem Tod 1982 nach Kräften beisteht.

Erholung bietet ihnen in dieser schweren Zeit vor allem Italien. Dort haben die Mitscherlichs seit 1971 ein Landhaus am Lago Maggiore. Das spricht nicht gegen ihr Domizil in Höchst, ist aber ein Sehnsuchtsort, wie ihn Deutsche nur in Italien finden. Unter südlicher Sonne fühlt sich Schweres leichter an. Dort schreibt Alexander Mitscherlich auch sein letztes Buch, seine Autobiographie, die den bezeichnenden Titel trägt „Kampf um Erinnerung“. Dieser Titel ist gleichermaßen das Programm der Psychoanalyse, die zu lebensgeschichtlichem Erinnern anregt, und es war sein Lebensmotto und das nicht erst, seitdem ihn seine eigene Erinnerung krankheitsbedingt im Stich ließ.

Die Gedenktafel, die es hier und heute im „Mitscherlich-Haus“ zu enthüllen gilt, erinnert an eine eheliche „Denkgemeinschaft“, die stets für wahrhaftiges Erinnern als ethisches Korrektiv individuellen und kollektiven Lebens eingetreten ist. Im schlechtesten Fall dienen Gedenktafeln lediglich dazu, gedenkwürdige Menschen zu musealisieren. Ich wünsche es Alexander und Margarete Mitscherlich, dass ihnen das Museum erspart bleibt. Stattdessen wäre es schön, wenn die Tafel daran erinnern könnte, hier und heute zu versuchen, ein ähnlich couragiertes Leben zu leben wie die beiden.